

'meer der frauen'

### **Zur Ausstellungseröffnung von Susanne Sophia Schick**

**Wien, d. 2. März 2010**

Frau und Meer - die professionelle Auseinandersetzung mit der See und dem Lebensraum Schiff ist seit Jahrhunderten als männliche Domäne besetzt und kultiviert. Da reichten wenige Generationen von einsamen Kapitäninnen auf der Brücke bislang noch nicht aus, um tief sitzendes Misstrauen abzubauen. „Weiberröcke an Bord bringen Unglück“ – mit einfachen aber gläubischen Formeln gelang es nachhaltig, die Frau vom Meer fernzuhalten. Und wenn auch der Seemann so dann und wann durchaus gerne weibliche Wesen um sich hat, an Bord von Schiffen haben Frauen als gleichberechtigte Kolleginnen noch heute häufig einen schweren Stand.

Das üppige Dekoltee der Galionsfigur hingebungsvoll mit einem frischen Farbanstrich zu versehen, war in früheren Zeiten immerhin ein Ersatz für den Mangel an real existierender Weiblichkeit. Die Sehnsucht ist so weit wie das Meer. So ist das Schiff selbst, geliebt oder gehasst, grundsätzlich immer weiblich. Eines meiner bevorzugten Gemälde im Bestand des Flensburger Schiffahrtsmuseums, ein Schiffsporträt, hat in liebevollen biedermeierlichen Schnörkeln die Bildunterunterschrift „Die junge Heinrich“! Der Seemann konnte zu seinem Schiff eine innige, gar symbiotische Beziehung entwickeln und der Mangel an realen Frauen beflügelte die Fantasie. So wurde nicht zuletzt so manche Seekuh, die für einen kurzen Moment aus dem Meer auftauchte, zum Beleg für die reale Existenz von Meerjungfrauen. Eine Existenz, die niemand ernsthaft bezweifeln mochte.

Aber welchen Reiz hat auch diese Vorstellung. Ein Meer von Frauen!

In den Schöpfungsmythen aller Kulturen kommen den vier Elementen zentrale Rollen zu, doch alles Leben – Naturwissenschaftler wird das nicht überraschen - kommt aus dem Meer. Da herrscht eine seltene Übereinstimmung zwischen den verschiedenen Kulturen. So berichtet der ägyptische Schöpfungsmythos vom Sonnengott Re, der aus einer Papyrusblüte von den fruchtbaren Überschwemmungen des Nils entstanden ist. Aus seinen Tränen wiederum sind die Menschen entstanden. Meermenschen, wir alle miteinander, Männer wie Frauen.

In dem Reich der menschlichen Vorstellungskraft leben die wundersamsten Geschöpfe und tragen sich die merkwürdigsten Geschichten zu. Seit Jahrtausenden gehört hier die mythische Wasserfrau zu den schillerndsten Gestalten. Sie scheint integraler Bestandteil unserer kollektiven Erinnerung zu sein und spätestens seit C.G. Jung gehört sie zu den Archetypen.

Fraglos ein faszinierend wandelbares Wesen. Ob mit oder ohne Fischschwanz, mal gut, mal schicksalhaft verstrickt, mal dämonisch böse, schwimmt oder schwebt sie durch Legenden, Märchen oder lokale Sagen und hat seither als zwiegespaltener Geist der Kulturgeschichte immer wieder Rätsel aufgegeben. Die sagenhafte Wasserfrau ist auf der ganzen Welt beheimatet und hat dank Walt Disney als fischschwänzige Barbie bzw. Arielle den Sprung ins 21. Jahrhunderts geschafft.

Erlauben Sie mir einen Exkurs zu ihren Vorfahren, wie den Sirenen in Homers Odyssee, es waren gefährliche Sängerinnen, die ahnungslose Seeleute dem Untergang preisgaben. Überhaupt: die Mythenwelt des Meeres gleicht einem gut bestückten Aquarium. Die antike Vorstellungswelt kennt eine ganze Fülle von Zwitterwesen, deren bevorzugter Aufenthaltsort das Wasser ist. Nicht nur Frauen, ganze Familien finden wir hier: Poseidon und Gattin Amphitrite, eine Nereide, hatten einen Sohn: Triton. Der war über Jahrhunderte ein Einzelkind. Erst um das 4. Jahrhundert gesellten sich ihm zunächst weitere Tritonen zur Seite und bald dann folgten die Tritoninnen. Männlich wie weiblich: beide Geschlechter waren mit einem Schlangenschwanz ausgestattet, der die allen Wassergöttern eigene Wandlungsfähigkeit symbolisierte. Doch dennoch waren diese Halbblüter den richtigen, reinen Nymphen göttlicher Herkunft unterlegen. Der Meeresgott Nereus war Vater von genau 50 Nereiden. Sie sind, ihrem göttlichen Rang angemessen, als Beherrscherinnen der Meere in die Kulturgeschichte eingegangen. Um die ungeheure Weite des Ozeans zu bändigen, ist man streng arbeitsteilig vorgegangen: die weiblichen Naturpersonifikationen haben jeweils eigene Zuständigkeiten: PHERUSA führt die Segler sicher in den Heimathafen, THETIS sorgt sich um die Seele, die Najaden sorgen für die Bewahrung von Quellen und Bächen, während den OREADEN die Kontrolle über Grotten und Höhlen oblag.

Diese Nymphen gehören zu den niederen Gottheiten, was sich offenbar gelegentlich auch in einer ebensolchen Gesinnung offenbart: so berichtet die antike Sage von Hylas, einem Begleiter der Argonauten, den die Quellnymphen beim Wasserholen kurzerhand entführten.

Noch unsympathischer kommt uns das Wasserwesen Skylla daher, die von der eingangs erwähnten Amphitrite in ein grauenerregendes Meeresungeheuer mit Schlangen- und Hundeleibern verwandelt wurde. In der Meerenge von Messina verschlang sie mindestens sechs Gefährten von Odysseus. Skylla ist offenbar nur eine sehr entfernte Verwandte von H.C. Andersens "Kleiner Meerjungfrau", die in Bronze gegossen sehr friedfertig seit einem knappen Jahrhundert in Kopenhagen auf die Ostsee schaut und geduldig auf Erlösung wartet.



Wenn ein Europäer in irgendeinem Land Europas reist, in irgendeinem ihm fremden Land – sei es Dänemark, Österreich oder gar Albanien, befindet er sich immer noch in seinem eigenen, wenn auch erweiterten Umkreis, und die Differenz zwischen hier und da ist eine überschaubare. Der Geist Europas ist einheitlich: wir leben in einem ziemlich geschlossenen Gewohnheitskreis von Assoziationen und können uns innerhalb seiner wie in einer gemeinsamen übergeordneten Sprache verständigen. Eine Kulturgemeinschaft eben.

Susanne Schick ist eine Weit-Reisende. Sie tritt aus Europa heraus in ein Gebiet, dessen „Differenz“ eben nicht überschaubar ist dem unseren gegenüber. Stellvertretend für uns verlässt sie unseren allzu einheitlichen Umkreis, in dem es wenig Ungewohntes und nur selten Überraschendes gibt, kommt heraus in die ungeheuerliche Fremdheit dieser „anderen“ Welt, die nicht die unsere ist. Eine in sich geschlossene Welt, in der sogar fliegende Teppiche möglich sind.

Wir wollen uns nicht belügen. Jenes Morgenland, der Orient, bleibt uns fremd. Vielleicht können wir hier dieses und jenes begreifen, aber wir können nicht wissen. Zu unüberschaubar ist die Differenz. Uns trennt von der orientalischen Welt und ihren Menschen ein weiterer Raum, als wir es gemeinhin anzunehmen pflegen: wie soll man sich verständigen? Es genügt nicht, die Sprache zu sprechen; um den Geist zu verstehen muss man in den Kreis treten und in den jeweiligen Assoziationen leben.

Da hilft uns die Künstlerin. Susanne Schick ist eine Mittlerin zwischen den Welten. Seit ich sie kenne – und ich kenne sie schon eine Weile – scheint sie mir ein Medium zu sein. Sie spürt. Sie nimmt Schwingungen auf. Unsere Zeitrechnung ist nicht ihre. Manchmal absorbiert sie über lange Zeiträume, unerträglich lange Zeiträume Zustände, Stimmungen und Schwingungen. Diese arbeiten in ihr, gären, reagieren miteinander, chemischen Prozessen gleich – bis sie plötzlich, wenn sie gereift sind, an die Oberfläche gespült werden, wie ein Stück Treibgut, das endlich an seinen Bestimmungsort geschwemmt wird oder ein Schiff, das nach langer Irrfahrt in seinen Heimathafen einläuft. Diesem Ereignis ist sie scheinbar ausgeliefert, das Ergebnis ist offen. Vielleicht gebiert sie ein Stück Poesie, eine sperrige Installation oder einen fliegenden Teppich.

Das Berührende an den Werken von Susanne Schick ist nicht nur das Werk an sich, mit der begleitenden Betitelung, sondern der Ton der Aussage, die Modulation, die ihm inne liegt, die Stärke des jeweiligen Ausdruckes, die Musik hinter den Farben, das Tempo des Striches, der Schwung und die Leidenschaft, die in dieser Musik steckt. Mit anderen Worten: es ist nicht nur

die Person der Künstlerin, die sich ausdrückt, sondern die ganze Persönlichkeit, die sich in dieser Leidenschaft offenbart. Sie lässt uns durch ihr Werk teilhaben an ihrer "Binnenreise".

Und diese Eindrücke täuschen nicht. Die geformten Inhalte sprechen für sich, sie gehen uns etwas an. Es ist etwas da. Es mag eine Welt sein, die uns passt oder auch nicht, Farbe oder Form mögen uns entsetzen oder entzücken, trösten oder empören: allein dass ETWAS da ist, was uns ergreift, ist der Anerkennung und der Bewunderung würdig.

Die Werke benötigen keine Verdeutlichung. Sie müssen dem betrachtenden Publikum nicht interpretiert werden, die Aussagen sind klar und bedürfen nicht der Übersetzung. Man spürt den Kreis, wie der Bildgedanke von der Seele der Künstlerin über das entstehende Werk und zurück läuft. Dennoch bleibt eine Geheimnishaftigkeit, die um die Malerin und ihre Bilder, um sich selbst, kreist. Vielleicht bleibt am Ende ihr selbst, die diese Kunst schafft, selbst rätselhaft. Das geschaffene Werk ist im besten Wortsinn Ausdruck der Persönlichkeit.

"An den fragilen Grenzbereichen zwischen innen und aussen kommt man mit etwas in Berührung, eine Art Geflecht, eine Region des Geistigen, das über einer Landschaft liegt."

Susanne Schick kann Brücken bauen. Brücken zu einer uns fremden Welt, Brücken "zu mehr als einer Wirklichkeit" und wenn wir aufmerksam sind, streift uns zuweilen ein Hauch, wie eine blitzartige Erinnerung an längst Gekanntes und Vergessenes, an jene ungreifbaren Wirklichkeiten unseres Lebens. Dies geschieht über alles Trennende hinweg, heftig und überwältigend manchmal, so dass man sich fragt, ob nicht vielleicht darin – und nur darin – der Sinn der Kunst liegt: die Fremdheit der ganzen Welt berühren und erfassen und dadurch die eigenen, persönlichen, vergessenen Wirklichkeiten erwecken.

Susanne Grigull